



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Die höfische Kultur

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Abrundung des Herrschaftsgebietes gerichtet sein, so galt es für den Herzog nicht minder die Lande innerlich zu vereinheitlichen, sowohl durch festere Zugehörigkeit zur Dynastie wie durch die Umbahnung geschlossener Verwaltungseinrichtungen für Rechtspflege und Finanzen.

Beides lag im Sinne hervorragender Diener der Herzöge und in den Traditionen ihres Hauses.

Der aufstrebende Staat war gewiß in vielen Zügen modern, weil die gemischte Wirtschaft und ein lebhafter Verkehr entwickelte Formen des Handels und eine Weiträumigkeit der Interessen mit sich brachten, vergleichbar denjenigen der damaligen italienischen Stadtstaaten. Aber im Gegensatz zu deren historisch bedingter, wenn auch unerfüllter Nationalitätsidee und im Gegensatz erst recht zu den wirklich schon auf dem Wege zu Nationalstaaten befindlichen Reichen von England und Frankreich stellte Burgund noch ein recht mittelalterliches Machtgebilde dar. Je mehr dieser sprachlich gemischte Staat nicht nur das kirchliche Gefüge, sondern auch ein gut Teil der historischen Traditionen und der städtischen wie der ritterlichen Kultur seiner Nachbargebiete diesseits und jenseits des Kanals teilte, um so mehr lag in der dynastischen Idee das entscheidende Moment der Einheit. Es wurde verstärkt durch ein Beamtentum, das auch später noch zu einem beträchtlichen Teil aus der Franche Comté stammte und jedenfalls den einzelnen Landschaften fremd war. Der studierte Nachwuchs kam aus der einzigen Universität des Landes, aus Löwen, aber auch aus dem ferneren Ausland. Römischrechtlich geschult brachte er eine höhere Staatsidee allgemeiner Art mit, ohne sie voll durchsetzen zu können.

Dem stärker wirkte vorerst der ritterliche Dienst bei Hofe, der die Führer des Landadels sowohl mit der Dynastie wie untereinander verknüpfte, vielfach freilich auch noch mit dem Auslande. Überall die weitesten politischen Verbindungen und zugleich die Tendenz auf Zusammenschluß der Länder zu einem Staat.

Die höfische Kultur

So gelang die Vereinheitlichung der burgundischen Herrschaft am ehesten durch den Hof und seine ritterliche Kultur. Noch waren und blieben ja für geraume Zeit alle diese deutschen wie französischen Länder durch den Adel regiert. Städte und Bürgerchaften waren erwünscht und wurden gefördert, weil sie Geld ins Land brachten und den Wohlstand trugen und mehrten; auch weil sie als Burgen und Besatzungen allein wirklich militärische Widerstandskraft besaßen.

Aber sie hatten bei weitgehender, wenn auch oft umstrittener Selbstverwaltung, abgesehen von Zeiten innerer Unruhen, keinen Anteil am politischen Regiment. Dieses lag ausschließlich bei den Herren. Auch die Geistlichkeit hatte hier zu Lande geringere Bedeutung. Die Abteien waren alle landsässig geworden und die großen Stifte in zunehmende Anlehnung an die Dynastie gebracht. Nicht, daß sie schon gänzlich abhängig gewesen wären und nicht Herde von Aufspaltungen werden konnten wie Lüttich und Utrecht. Aber wenn man liest, wie Bastarde von Burgund, selbst wieder mit stattlicher Kinderchar, die Bischofsstühle inne hatten, so erkennt man die Wege, auf denen sich die Einfügung in das Herzogtum vorbereitete. Jean de Bourgogne, der Bruder des Herzogs, war Bischof von Cambrai trotz seiner siebzehn Kinder; die Söhne Philipps des Guten, David und Philipp de Bourgogne, Bischöfe von Utrecht.

Nur in der geistigen Kultur behielten die Kleriker ihre Führerstellung aus älteren Kräften, und wenn unter den Prälaten die ritterliche Lebensart nach den Traditionen ihrer Familien überwog, so schufen umgekehrt die niederen Schichten der kleinen Klöster und Häuser nicht ohne Zusammenhang mit dem aus Italien übernommenen und vertieften Schulhumanismus eine neue Kulturschicht von geistiger Sauberkeit und gedanklicher Verinnerlichung, aus der auch das religiöse Leben Schutz gegen Entartung und die Möglichkeit höheren Auftriebs gewann. Aus der Tiefe des Volkstums brachte die Laienfrömmigkeit in Beginentum, in Schulerziehung und in dem Schrifttum von der Nachfolge Christi tieffarbige Blüten von herber Schönheit hervor. Die Heimat dieser religiösen Kultur war vor allem der Osten des alten Bistums Utrecht, niederfränkisch-sächsische Landschaften.

Indessen, so sehr der Hof durch seine Kapelle, seine kirchliche Betätigung, sowie durch seine Kanzlei in Fühlung blieb mit den Möglichkeiten dieser geistigen Haltung, so beherrschte ihn doch in erster Linie jene ritterliche Kultur, die uns neuerdings in ihrer herbstlich bunten, etwas überständigen Art von einem späten Sprossen der schönen Geistigkeit dieser Lande sehr nahegebracht worden ist. „Herbst des Mittelalters“ ist kaum ein allgemeiner Begriff und schon auf die Städte nur bedingt anwendbar. Aber die ritterliche Gesellschaft stellt sich uns in der Tat in dieser Überreise dar. Man wird nur darauf zu achten haben, woher die Triebe ihre Nahrung zogen, die unter dem absterbenden Laube doch wieder strobend aufschließen sollten.

Die literarische Mode der burgundischen Gesellschaft war der „letzte Ausklang der großen mittelalterlichen Literatur Frankreichs“, in Gedanken und Formen konventionell und verbraucht, wenn auch stellenweise noch immer nicht

ohne Bravour. Noch immer dieselbe Freude an der Allegorie. Wie die Heiligen in Tugenden, so wurden die Tugenden und Laster in lebendigen Figuren dargestellt und phantastisch ausgestattet. In dasselbe Ritterkostüm steckte man die Herkules, Jason, Paris und Alexander; nicht minder die Josua, David, Cäsar, Artus, Lanzelot und Karl den Großen. Ehre, Abenteuer und Ruhm in ermüdender und doch zum inneren Besitz gewordener Verherrlichung. Die Damen distanziert, wie die ängstlich umhagten hochfürstlichen Töchter und Schwestern; Dichtung und höfisches Leben auch hier in greifbarer Wechselwirkung. Neben Hofkaplänen und Sekretären waren die Ritter selbst Träger dieser Literatur, vom Oberhofmeister Olivier de la Marche bis zum Junker von der Art des Claude Bouton, der noch um 1520 den *Miroir des dames* schrieb. Dem entsprachen die berühmten Bibliotheken dieser Herren, des Grand Bâtard Antoine de Bourgogne, Herrn de la Roche in den Ardennen, des Bischofs Philipp von Utrecht, des Lodewijk von Gruthuys, ersten Kammerers der Maria von Burgund, nicht zu vergessen die Bibliothek der Herzöge am Hofe von Brüssel selbst. Das Französische herrschte so gut wie ausschließlich. Selbst der Blame Chastellain schrieb nur in französischer Sprache, der sich auch die deutschen Fürsten, die in diese Kultur eintraten, wie die jüngeren Herren von Cleve, Baden und der Pfalz, sogar der Kaisersohn selbst, Maximilian, mit seinen Kindern und Enkeln wie selbstverständlich bedienen sollten.

Ein besonderes Kleinod des Landes war die neue Kunst der Tafelmalerei, die gewiß auch von der nordfranzösischen Miniaturkunst ihren Ausgang genommen hatte. Andachtsbücher aller Art kamen jetzt vorwiegend aus diesen Landschaften. Prachtstücke unserer Bibliotheken sind die „Stundenbücher“ mit auserlesenem Buchschmuck und man hat das Gefühl, daß die Intimität dieser Andachtsmittel nicht ohne inneres Verhältnis gewesen sei zu dem religiösen Bedürfnis — wenn auch nicht immer ihrer Benutzer. Nun gewann diese verinnerlichte Kunst in den Gebrüdern van Eyck und ihren Nachfolgern eine Größe und Leuchtkraft, in der die menschliche Seele selbst wie nie zuvor in der Geschichte der Kunst ihre innere Wärme mitzuteilen schien. Hier war wie in der religiösen Vertiefung der Brüder vom gemeinsamen Leben der Anteil der eigentlich deutschen Landschaften von der Maas bis nach Flandern ganz unverkennbar. Gleich den eindringlichen humanistischen Lehrern derselben Landschaften strebte man nach einer unerhörten Sauberkeit in der Beobachtung und Wiedergabe des geistig Aufgenommenen; — auch in der Malerei ein fast philologisches Sichversenken in das Einzelne. Gent, Brüssel und Brügge haben noch heute die Perlen dieser Kunst in ihren Kirchen und Spitalern. Daß sie auch aus dem

Rheinland die besten Kräfte an sich zogen, lehrt Hans Memling, dessen Werke aus den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts im Johannesspital von Brügge vielleicht die letzte Höhe dieser burgundischen Kunst darstellen. Hier wird etwas von der deutschen Unterwanderung in der französisch-burgundischen Kultur wirklich sichtbar, deren Auswirkungen sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts noch steigerten.

Diese Meister und ihr Einfluß sind auch nicht wegzudenken aus den Fabriken der durch alle Lande verbreiteten Gobelins, in die jene ritterlich kostümierte Mythologie und Romantwelt gestaltungsfroh ausströmte. Sie sind auch nicht wegzudenken aus den Figuren und farbigen Aufzügen, Schaustellungen und Festen der Fürsten.

Nichts gibt uns ein so anschauliches und sprechendes Bild vom Hofe wie sein höchster Schmuck, der Orden vom Goldenen Vlies — ein Nachkömmling der Ritterorden aus der Kreuzzugszeit und zugleich die erste europäische Form höfischer Dekoration. In seinem Hochzeitstage, dem 11. Januar 1430, hatte Philipp der Gute den Orden gestiftet „aus Liebe zum Rittertum, zum Schutz und zur Ausbreitung des christlichen Glaubens“. Der Herzog versammelte um sich die Herren von Geblüt und den höchsten Adel seiner Lande; einzeln auch auswärtige Souveraine. Symbol war das Goldene Vlies der Argonauten, von Jason und dem Kreis der mittelalterlichen Trojaner-Sagen her geläufig, ausgedeutet auf Abenteuer und Ritterruhm, auf sprühende Latenlust, gleich den Schlagschneisen und Feuersteinen, den fusils und cailloux der Ordenskette — oder, in das Christliche umgedeutet, als das Vlies Gideons, in das sich der Tau des Himmels herabsenkte. In scharlachroten, mit Zobelpelz gefütterten Mänteln schritten sie einher; darüber die schwere goldene Kette. Sie hielten ihre Kapitel in den Chorräumen der Kathedralen, und man findet noch heute, etwa in Notre Dame zu Brügge oder in St. Rombaut zu Mecheln, die Wappenschilder der erlauchtesten Herren über dem Chorgestühl oder an den Wänden in langen Reihen. Ausgeschlossen von dem Orden blieben „Ketzer, Verräter und Feiglinge vor dem Feinde“. Der Orden sollte auch das sittliche Leben der Ordensbrüder überwachen und verband mit jedem Kapitel die allgemeine Rüge, der alle unterstanden, auch der Souverain. Einzeln mußten sie abtreten und nachher durch den Kanzler des Ordens in Lob und Tadel die Meinung des Kapitels geziemend entgegennehmen. Die gleichzeitigen Protokolle ergeben, daß man mehr als ein Jahrhundert lang danach verfuhr. Die Ritter waren auch die ersten Berater ihres Fürsten; ohne Rat der Ritter, die ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten, durfte er keine Kriege führen.

Dem förmlichen Ideal des Ordenslebens entsprach das Verhältnis der Herzöge zu Religion und Sittlichkeit. Theologie hat daran geringen Anteil. Auch gegenüber den himmlischen Mächten verhielt man sich höflich, förmlich und korrekt. Man hielt die Fasten und Gebetszeiten; man gab Almosen und ließ in derselben Noblesse für die Angehörigen des Hofes vom Edelmann bis zum Küchenjungen je nach dem Range 500, 300 oder 100 Messen zu ihrem Seelenheile lesen. Der Geschichtsschreiber Philipps des Guten zog einmal die Bilanz zwischen den tugendhaften Eigenschaften seines Fürsten und den Fehlern, und er fand am Ende, daß sein Herr für die Hölle doch zu gut gewesen sei. Dem wie im Kapitel des Goldenen Blieses, so durften auch sonst die geistlichen Herren ihr Kügerecht freimütig spielen lassen. An einem Andreastage predigte der Bischof von Chalons im Schlosse von Hesdin vor dem Herzog und der Herzogin inmitten des Hofes. Er wollte einer Dame, genannt „Fürstenehre“, begegnet sein, die aus dem Reich und Frankreich, auch aus Burgund verjagt sei durch vier rohe Burschen, welche die Schwächen der Herzöge und ihrer Umgebung in drastischer Symbolik repräsentierten, Faulheit, Sinnlichkeit, Schmeichelei und Erpressung.

Den engen Kulturzusammenhang dieses burgundischen Rittertums mit der altfranzösischen Ideenwelt der letzten Jahrhunderte spiegelte halb großartig, halb grotesk das Fasanenfest von 1454. Das war gleich nach dem Fall von Konstantinopel, im letzten Jahre Nikolaus' V, als ganz Europa erfüllt war von Kreuzzugsgedanken. Auch der Herzog von Burgund wollte seine Ritterschaft dazu aufbieten, nachdem schon sein Vater Herzog Johann bei Nikopolis unter König Sigismund von Ungarn das Opfer der Freiheit gebracht hatte. Jetzt sollte eine Folge großer Hoffeste die Ritterschaft begeistern für neue Taten im Dienste der Christenheit. Der Festkranz ging von Hand zu Hand, vom Herzog von Cleve an Johann von Burgund, Grafen von Stampes; dann an den Herzog Philipp selbst. Tagelang wurde in Turnieren und Festessen geschwelgt unter Aufgebot kostbarster Kostüme und Aufzüge. Adolf von Cleve, Herr von Ravensstein, trat auch einmal als Schwanenritter in schneeweißem Anzuge hervor, Sammet und Seide, kostbarer Brokat, goldene und silberne Glöckchen, Federn, Pelze aller Art und Edelsteine wurden in einem Maße verwertet und verbraucht, von denen uns die Porträts der Zeit nur eine matte Vorstellung geben. Die Tafelfreuden wurden durch Schaustellungen imposanter Art unterbrochen und gewürzt. Da gab es auch eine Verherrlichung des Goldenen Blieses mit Jason auf Kolchis; da gab es vor allem das Gelübde auf einen edlen Vogel — dieses Mal statt über einem gebratenen Pfau über einem lebenden Fasan; eben davon erhielt das Fest seinen Namen. Die Wände waren mit Teppichen be-

hängt, auf denen man die Laten des Herkules sah, die Tafeln prachtvoll mit Seidendamast gedeckt. Über dem Sitz des Herzogs ein Thronhimmel. Daneben ein Schautisch mit Gold- und Silbergerät, Kristall und Glas. An der Schmalseite des Raumes eine nackte Frauengestalt, von einem lebendigen Löwen bewacht. Am Ende der Tafel ein in Edelsteinen glänzender Springbrunnen kunstvollster Art. Die Speisen teils in pomphaften Aufzügen aufgetragen, teils von der Decke herabgelassen. Ununterbrochen unendliche Augenweide. Drolliges und Symbolisches durcheinander. Ein feuriger Drache durchschwebte den Raum; ein Reiher folgte ihm. Nach einer schließlich fast ermüdenden Folge von Darbietungen das Hauptstück, die Klage und Ermahnung der Kirche, die Olivier de la Marche selbst von einem hohen Elefanten herab spielte. Er rief jedem Ritter des Ordens zu:

Geliebter Sohn, ergreife Du das Schwert,
Zum Ruhme Gottes und zu Deiner Ehre.

Der Herold des Goldenen Vlieses verlas das Gelübde zum Kreuzzug, von jedem Ritter abzugeben, gegenüber „Gott, der Jungfrau Maria, seiner Dame und dem Gasan“! Der Herzog selbst gelobte sehr großartig sogar den persönlichen Zweikampf mit dem Sultan. Daraufhin erschien dann zum Schluß eine wunderbare Jungfrau als „Gottes Gnade“ mit zwölf Tugenden zum Dank und zur Ermahnung. Die Tugenden blieben auch zum Tanz, der alsbald anhub.

Nicht alle Tage gab es dergleichen Feste. Aber der Hof lebte doch in dieser unwirklichen Welt phantastischer Bilder, tönender Phrasen und prahlerischen Großtuns; dazu in einem ungeheuerlichen Übermaß von Zeremoniell und Etikette. Eine Ordnung der spätburgundischen Zeit aus der Feder des Olivier de la Marche kehrt noch 1545 in spanischer Sprache wieder, beherrschte also das Hofleben bis tief in das 16. Jahrhundert. Die Hofämter der großen und kleinen Kapelle, mit dem Großalmosenier, zahlreichen Kaplänen, einem geschulten Knabenchor und Orgelmeistern — das Kämmereramt und der persönliche Dienst am Monarchen vom Aufstehen bis zum Zubettegehen mit allen erlauchten Vorrechten, das Hemd zu reichen oder die Kette des Goldenen Vlieses —, die Küche und der Keller mit den peinlichsten Vorschriften über das Tragen der Serviette, das Vorschneiden und das Servieren des Brotes, — das Marschallamt mit dem Troß, und dazu die Bestimmungen über Geschirr und Beheizung und Beleuchtung und Verpflegung dieses ganzen Apparates von vielen Hunderten von Personen, das alles stellt die wunderbare, glänzende und zugleich nichtige Hülle dar, in der das Leben des Herzogs und seiner Umgebung sich abspielen mußte.

Wie aber fanden die Wirklichkeit und Härte des Lebens ihren Zugang zu dieser Scheinwelt?

Wenn man von der spätmittelalterlichen Religiosität weiter Kreise sagen konnte, sie spielte mit dem goldenen Schein, der von dem Allerheiligsten ausstrahlte, so war gewiß auch dies Turnieren ein Kampfspiel mit viel lautem Schall und äußerlichem Gepränge. Vor der elementaren Wucht wirklicher Schlachten, wie bei Nikopolis, versagte dieses Rittertum. Indessen würde man sich doch täuschen, wenn man nicht schon im Spiel die Erziehung zu Haltung und Mut beachtete. Auch in den landläufigen Fehden ging es rauher und brutaler her, als man es von diesen mit wallenden Federn, Edelsteinen und Damast geschmückten Herren erwarten sollte. Philipp von Commines berichtet in seinen Memoiren häufig, daß die Herren absaßen und Ruhm ernteten, wenn sie sich in das Handgemenge mischten. Er läßt auch die schlecht verhüllte Grausamkeit dieser zügellosen Herren ahnen, die Dörfer und Städte unbedenklich einäschern ließen, Gefangene zu Hunderten ertränkten, armen Teufeln die Hände abhackten und ihre Willkür in noch heute erregendem Maße spielen ließen. In Karl dem Kühnen von Burgund erscheint dies geräuschvoll eitle, aber auch tollkühne Rittertum in ungehemmter Aktivität und Phantastik zugleich. Brennender Ehrgeiz und höfisch gesteihtes Herrengefühl nahmen in ihm Formen an von zerstörender Wucht.

Und doch stand hinter allen diesen Burgunderkriegen um den Streifen der fünf Sommestädte von Amiens bis St. Quentin, um den Besitz von Lüttich, um die lothringische Brücke nach der Franche Comté, um den Einfluß am Oberrhein und gegenüber den Schweizern das Streben nach der räumlichen Geschlossenheit, Abrundung und Macht eines wirklichen Staates; stand auch hinter den Laten dieser Edelleute, die „absaßen“ und in Reih und Glied kämpften, die Einordnung eines eigenwilligen Adels in die höhere Idee und Ehre dieses Staates.

Marie von Burgund und Maximilian

Man hat das Gefühl, daß Karl der Kühne, als er im Kampf um das schon eroberte Lothringen 1477 vor den Mauern von Nancy fiel, seinen Staat am Ende mehr erschüttert als aufgebaut habe. Die Geschichte ist uns die letzte Antwort in bezug auf seine Person schuldig geblieben.

Nicht in bezug auf seinen Staat.